

ix Politische Generationserfahrung und intellektuelles Interesse: Versuch über eine deutsch-amerikanische Laufbahn

Im Deutschland der Nazis heranwachsend, war ich bei Ausbruch des Zweiten Weltkriegs noch nicht ganz neun Jahre alt. Anscheinend erlebte ich den Krieg mit größerem politischen Bewußtsein als viele meiner Klassenkameraden, aber mit ihnen gehörte ich zu der Generation, die Glück hatte, denn wir wurden nicht in letzter Minute zur Wehrmacht eingezogen. Demographisch gesehen wurden wir nicht dezimiert, im Gegensatz etwa zum Abiturjahrgang 1936, von dem die Hälfte den Krieg nicht überlebte. Noch wichtiger, wir mußten nicht wählen: entweder für die Nazis zu kämpfen oder sie zu bekämpfen. Wir konnten uns den moralischen Luxus erlauben, uns nicht »wirklich« verantwortlich zu fühlen für das, was »sie« gemacht hatten. Doch waren wir alt genug, eine Lektion fürs Leben zu lernen. Als Halbwüchsige empfänglich für das Erlebnis der intellektuellen Weltöffnung und der politischen Freiheit in den Entstehungsjahren der Bundesrepublik, aber zu jung, die deutsche Demokratie und Wirtschaft wieder aufzubauen, wurden wir ihre hauptsächlichsten Nutznießer. Zwar studierten wir noch unter einigen widrigen Umständen, traten aber ins Berufsleben ein in den Jahren der größten Expansion und der besten Karrierechancen. In den späten sechziger und frühen siebziger Jahren begann meine politische Generation, größeren Einfluß zu gewinnen und verantwortliche Positionen einzunehmen, aber bald näherte sich die Reformperiode ihrem Ende, und die Weltwirtschaft wurde durch die erste Ölkrise erschüttert. Ich bin Angehöriger dieser Generation als Außenseiter, Beobachter und gelegentlich Mithandelnder geblieben. Immer noch versuche ich, Freundschaften aus dem Jahrzehnt im humanistischen Gymnasium und der kurzen Zeit meiner politischen Aktivität in den frühen fünfziger Jahren zu pflegen. Irgendwann verwandelte sich prägende Erfahrung in ein Lebensmuster. Die großen aufwühlenden Erlebnisse kamen früh, und auf sie werde ich meine Erzählung konzentrieren. Danach werde ich versuchen, die mir selbst nicht genügend klaren Beziehungen zwischen Leben und Werk zu erhellen.

Ich hatte im Vergleich zu meiner Generation das zusätzliche Glück, in einem für die politische Situation untypischen Milieu aufzuwachsen. Im engsten Kreis erhielt ich eine antifaschistische Erziehung, ein Vorteil, der mich in den ersten Nachkriegsjahren manchmal allzu selbstgerecht werden ließ. Viele Familien bemühten sich, ihre Kinder gegen die Realitäten des Nazismus abzusichern, um sie nicht früh zu politischem Bewußtsein kommen zu lassen. Im Falle eines meiner Klassenkameraden fühlte sich die Familie durch mehrfache Gestapoverhöre so gefährdet, daß der Vater es vermied, mit seinem Sohn über Politik zu sprechen. Ich wurde 1931, gegen Ende der Weimarer Republik, geboren, als die deutsche Wirtschaftskrise mit dem spektakulären Zusammenbruch der berühmten »Darmstädter und National-Bank« (DANAT) ihre kritischste Phase erreicht hatte. Zur Entbindung kehrte meine 1902 geborene Mutter, Käthe Roth, aus Darmstadt, damals der Hauptstadt des Volksstaates Hessen, in ihr nahes Heimatdorf Wolfskehlen zurück, wo meine Urgroßmutter, eine Hebamme, meine Geburt betreute. Als die Nazis zwei Jahre später an die Macht kamen, zog sich mein Vater, Heinrich Roth, der einer freisinnigen alten hessischen Volksschullehrerfamilie entstammte, ganz auf die Rolle eines »selbständigen« Journalisten – es mußte damals Schriftleiter heißen – und Photographen zurück. Hinter ihm lag eine Laufbahn als Stenograph, Redakteur und Reporter, die ihn vom zivilen Hilfsdienst 1917 an den sächsischen *Zittauer Nachrichten* zum Lokalredakteur an der demokratischen *Hessischen Volkszeitung* in Darmstadt und zum freien Mitarbeiter verschiedener Zeitungen im Rhein-Main-Gebiet (*Frankfurter Zeitung*, *Neueste Zeitung* in Frankfurt und *Frankfurter Generalanzeiger*) geführt hatte. Bei der Weimarer Nationalversammlung stenographierte er 1919 für das Wolffsche Telegraphenbüro (WTB) ebenso mit wie bei der Reparationskonferenz in Spa 1920 und später im Reichstag. Bei diesen Gelegenheiten konnte er einige der bekanntesten Weimarer Politiker beobachten. Während des Zweiten Weltkrieges brachte er mir eine hohe Meinung von Ebert und Scheidemann, Rathenau und Stresemann als Menschen bei, die wirkliche Staatsmänner und verantwortliche Führer gewesen waren im Gegensatz zu den Herrschern des Tages. Obwohl mein Vater mehrere Male wegen politisch fragwürdiger

Reportage verwarnt wurde, brachte er es fertig, seinen Lebensunterhalt zu fristen, indem er über Viehauktionen und ähnlichen »Kleinkram« berichtete und Hunderte von Aufnahmen von alten Fachwerkhäusern und Kirchtürmen machte. Da er über Landwirtschaft Bescheid wußte, weil sein Großvater mütterlicherseits ein fortschrittlicher Bauer (mit dem Titel eines »Ökonomen«) gewesen war, konnten die Nazis aufgrund ihrer eigenen Blut- und Bodenideologie an dieser Art von Reportagen direkt nichts aussetzen. Indem er meine Mutter, die über vierzig Jahre lang Tausende seiner Artikel tippte, als unentbehrliche Bürohilfe seines Nachrichtendienstes erklärte – das war sie in der Tat –, konnte mein Vater sie zuerst vor Nazipressionen schützen, dem einen oder anderen Verband beizutreten, und dann aus der industriellen Zwangsverpflichtung heraushalten. Während er schon in den frühen zwanziger Jahren die Nazis wegen ihres militaristischen Auftretens politisch unakzeptabel fand, hatte meine Mutter vor allem ästhetische Gründe und solche des Anstands für deren Ablehnung: Naziredner schrieten oft, bis ihr Kopf rot wurde, und so etwas gehörte sich aus ihrer Sicht einfach nicht.

Als die Nazis 1936 die allgemeine Wehrpflicht wieder einführten, war mein Vater, Jahrgang 1896, schon vierzig Jahre alt und wurde niedrig eingestuft, auch weil er keine militärische Erfahrung hatte und auf eine Vorgeschichte von psychosomatischen Behinderungen hinweisen konnte. Auf diese Weise hatte er auch den Ersten Weltkrieg überlebt, in dem die meisten seiner Klassenkameraden aus dem humanistischen Gymnasium getötet worden waren. Er brachte mir früh bei, daß Langemarck, damals eines der größten nationalistischen Symbole patriotischer Selbstaufopferung, ein Verbrechen gewesen sei. Dort, in Flandern, waren am 11. November 1914 Tausende von deutschen Studentenfriewilligen in den Tod gestürzt, vier Jahre vor dem Ende des langen Schlachtens. Mein Vater, der sich in dieser Hinsicht stets zu entziehen wußte, bewies, daß im darwinschen Daseinskampf die »Tüchtigsten« am ehesten umkamen. Er konnte nie mit einem Hammer umgehen oder einen schweren Gegenstand heben, aber in vier Sprachen stenographieren. Später erinnerte er mich in mancher Beziehung an Siegfried Kracauers Selbstportrait als Überlebenskünstler im Krieg, *Ginster, von ihm selbst geschrieben*, das 1928 anonym erschienen war, im gleichen Jahr wie Erich Maria Re-

marques *Im Westen nichts Neues* und Ernst Glaesers *Jahrgang 1902*, ein Buch, das die Atmosphäre des Ersten Weltkriegs in meiner unmittelbaren Heimatregion aus antimilitaristischer Sicht beschrieb.¹

Meine erste politische Erinnerung ist die »Kristallnacht« des 9. Nov. 1938, in der die Synagogen niedergebrannt wurden. Ich sah einen flammenroten Himmel und hörte, wie schrecklich dies sei, so wie ein Krieg oder der Beginn eines Krieges. Sechs Jahre später beobachtete ich, wie meine Heimatstadt unter einem anderen roten Nachthimmel vom Feuersturm verzehrt wurde. Als der Krieg ausbrach, den meine Eltern schon 1938 erwartet hatten, regte dies meine kindliche Phantasie sehr an. Die Straßenlichter gingen aus – für viele Jahre, wie sich herausstellen sollte. Ich fand die Verdunklung der Fenster aufregend. Militärische Dinge faszinierten mich, aber mein gestrenger Vater weigerte sich, mir Kriegsspielzeug zu kaufen, das einige meiner Freunde im Überfluß besaßen. Meine sanftmütige Großmutter schenkte mir ab und zu ein militärisches Spielzeug, doch es mußte in meiner Stube bleiben. Wenn ein Tank sich in das Esszimmer vorwagte, kam es vor, daß er zurückgeschleudert wurde. Ich bestand darauf, die Zeitung frühmorgens neben meinem Nachttisch zu finden, aber ich bedurfte der Hilfe meines Vaters, um sie verständlich zu lesen. Als Hitler Dänemark und Norwegen im April 1940 angriff, rief mich mein Vater in sein Arbeitszimmer, zeigte mir die Schlagzeilen und fragte mich, was sie bedeuteten. Der Text sprach irgendwie von Neutralitätssicherung. »Dies bedeutet«, erklärte er, »daß wir wieder einmal ein kleines Land überfallen haben.« Am 22. Juni 1941 weckte meine Mutter mich mit der Nachricht über die deutsche Offensive gegen die Sowjetunion auf: »Jetzt wird Hitler das Schicksal von Napoleon erleiden!« Als Hitler den Vereinigten Staaten im Dezember in einer mir sehr lang erscheinenden Rede den Krieg erklärte, rief mein Vater aus: »Jetzt hat er alles getan, um sich zu ruinieren!«

Ich habe noch andere Erinnerungen. Lebhaft bleibt mir im Gedächtnis, wie eine Gruppe von Juden in meiner Nachbarschaft deportiert wurde.² Polizei sperrte schnell die Straße ab und wies Fußgänger zurück. Mein Vater hatte gemerkt, daß etwas vorging und rief mich, um mir zu sagen, ich solle die Aktion beobachten und »nie vergessen, wie sie Menschen behandeln«. Ich kletterte im Garten auf einen Baum, um über die hohe Mauer zu schauen

x Franz Schröder, Ludwig Fesler

und sah, wie ältere Leute auf einen Lastwagen gestoßen wurden. Eine weinende Schwester schien zurückzubleiben. Als ich einmal frühmorgens im Halbdunkel zur Schule ging, sah ich zwei bewaffnete Männer eine Mutter mit zwei Kindern abführen. Wußte ich, was diesen Menschen geschehen würde, abgesehen von ihrer Deportation in östliche »Reservoirs«, wie die Sprache es manchmal unbewußt verräterisch ausdrückte? Ich kannte namentlich nur ein KZ, Dachau, denn darüber gab es viele politische Witze. Von Auschwitz, Bergen-Belsen oder Buchenwald erfuhr ich erst nach dem Kriege, aber seinerzeit hörte ich einen meiner politischen »Hauslehrer« von den Massensexekutionen des SD und von gewaltigen Massengräbern in Rußland sprechen. Die Wahrheit blieb Gerücht in einem totalitären Staat, der Menschen für »Gerüchtemacherei« verfolgte, wenn sie der Wahrheit zu nahe kamen.

Ich empfang den größten Teil meiner politischen Erziehung im tiefen Quadersteinkeller einer alten Villa, des »Hauses Wehner« aus den 1870er Jahren, in der meine Familie und zwei andere wohnten. In mehr als hundert Nächten, nachdem uns der »Fliegeralarm« aufgeweckt und hinuntergeschickt hatte, hörte ich den politischen Gesprächen zu, die mein Vater mit den beiden anderen Männern im Haus führte, einem den Darmstädter Heinerdiaktel sprechenden Geschäftsmann, der einen wertvollen Schweizer Paß besaß und verlässliche Nachrichten aus dem Ausland überbrachte, und einem Violinisten des Hessischen Landestheaters, der zwar früh der NSDAP beigetreten, aber abtrünnig geworden war, als seine Freimaurerloge unterdrückt wurde. Trotz des Alarms wurden sie oft von einem ehemaligen SS-Mann besucht, der sich später jedoch gegen das Regime wandte, das er nicht überleben sollte – er kam bei einem der Angriffe um. Manchmal las ich ihnen meine unbeholfenen »antifaschistischen« Gedichte vor, bis sie mir das Versprechen abnahmen, nichts mehr niederzuschreiben, weil dies die Sicherheit aller Personen im Haus gefährden könne. Wie war eine solche Hausgemeinschaft unter »totalitären« Bedingungen möglich? In unserem Falle war der Naziblockwart, der alles Verdächtige in der Nachbarschaft melden sollte, ein diskreter Hausmeister von nebenan, der die alte soziale Ordnung noch akzeptierte und sein traditionell respektvolles Verhalten mit einfacher menschlicher Anständigkeit verband.

250 Thais

5. Apr. gemeldet, 1. Dienst 28.5.

Eine andere Gelegenheit zur antifaschistischen Erziehung bot sich mir paradoxerweise im Jungvolk, dem anzugehören Schüler zwischen zehn und vierzehn Jahren gezwungen waren. Zweimal in der Woche mußten wir auf einem öffentlichen Platz zur Indoktrination und zum Exerzieren antreten. Als ich mich 1941 X zum erstenmal beim Fähnlein 10/115 meldete, stellte sich heraus, daß ich der einzige Schüler aus dem humanistischen Gymnasium war. Die brüllenden Führer machten mir Angst, noch mehr fürchtete ich mich aber vor der physischen Überlegenheit und Gewalttätigkeit meiner Altersgenossen. Nach ungefähr einem Jahr gab mir mein eigenes schnelles körperliches Wachstum mehr Selbstvertrauen, und ich konnte mich in Ringkämpfen behaupten. Allmählich gaben die sozialen Klassenschranken nach, und ich gewann Freunde unter den Arbeiterkindern, deren Eltern nur acht Jahre zuvor noch KPD und SPD gewählt hatten. Unsere Kommandeure konnten keine längeren Beziehungen zu uns knüpfen, weil sie sich schnell abwechselten. Sie meldeten sich freiwillig so früh wie möglich zum »Wehrdienst« und schienen in großer Eile, für Führer und Reich zu sterben. »Ich will!« war das Motto eines unserer Führer, von dem er uns immer wieder zu überzeugen suchte, wenn er von der Bekämpfung des »inneren Schweinehundes« sprach – er fiel schon ein paar Monate später. Ehemalige Jungvolkführer, die uns während ihres Urlaubs manchmal besuchten, beschwerten sich häufig, daß wir eine »Saubande« seien. Tatsächlich wurden wir immer widerspenstiger und grüßten uns untereinander mit »Heil Moskau«. Niemand verriet uns. Im Sommer 1942, als die Machtausbreitung Nazi-deutschlands ihren Höhepunkt erreichte, besuchten uns einige »Goldfasanen« (wie die uniformierten, abzeichenbeladenen Funktionäre genannt wurden) und erklärten uns, der Führer habe befohlen, daß wir Wehrbauern entlang des Urals werden müßten, um die westliche Kultur gegen die asiatischen Horden zu verteidigen. Einer der Funktionäre schritt unsere Front ab und fragte jeden, was er werden wolle, wobei er natürlich die »richtige« Antwort erwartete. Keiner meiner Kameraden, die nur noch zwei oder drei Jahre von ihrer Lehrlingszeit entfernt waren, gab nach. Sie sagten alle, sie möchten Mechaniker, Elektriker oder etwas ähnliches werden. Ich wußte, daß ich noch viele Jahre in der Schule zu verbringen hatte, einen Berufswunsch indes hatte ich schon gefaßt. Ich wollte Bühnenbildner werden; ich baute damals

x 19. April, jährlicher Einweihungstag 251
der 10-jährigen, auch Jungmädchenband

viele Bühnentrümpfe nach, die ich im Theater gesehen hatte. Mit einem gehörigen Schuß Feigheit antwortete ich jedoch, als ich an der Reihe war, ich wisse nicht, was ich werden wolle. Als Dreckschweine tituliert, mußten wir zwei Stunden strafexerzieren, bis wir so verschmutzt waren, daß wir den angesprochenen Tieren nicht unähnlich sahen. Eine Zeitlang strengte sich die Polizei an, »Dienstschwänzer« zu Hause abzuholen, aber nach Stalingrad, der Verkündigung des »totalen Krieges« und mit den zunehmenden Luftangriffen wurden der Personalmangel und die allgemeine Desorganisation im Jungvolk so groß, daß wir immer seltener hinzugehen brauchten, bis noch 1944 der Apparat praktisch aufhörte zu funktionieren.

Wichtiger als diese politisch und sozial nützliche Erfahrung im Jungvolk war mein Eintritt in das Ludwig Georgs-Gymnasium in Darmstadt 1941. Die Nazis, die ihre zukünftige Elite in einer kleinen Zahl von Internaten (Napolas) heranzüchteten, haßten das Gymnasium und wollten es nach dem Krieg abschaffen. Schon bei Kriegsbeginn war unsere bürgerliche Grundschule, die eine erhebliche Anzahl von Schülern für die höhere Schule vorbereitete, mit einer sozial niedrigeren Schule »integriert« worden – alle Schulen blieben natürlich nach Geschlecht getrennt. Überlastete Lehrer, von denen viele aus dem Ruhestand zurückgerufen worden waren und der Monarchie näherstanden als den Nazis, teilten die übergroßen Klassen in zwei Gruppen: Auf der einen Seite saßen die renitenten Arbeiter- und Kleinbürgerkinder, auf der anderen wir. Während sie oft mit dem Rohrstock traktiert wurden, bereitete man uns auf unseren *rite de passage* vor.

Nachdem ich die furchterregende Aufnahmeprüfung bestanden hatte, versprach mein Vater, mich fortan nicht mehr zu verdreschen, weil dies mit der Würde eines Gymnasiasten nicht vereinbar sei. Auch hielt er es meinem neuen Status für angemessen, mich darüber aufzuklären, daß das Christentum nur ein antiker Mythos sei, den man nicht ernst zu nehmen bräuchte. (Hinter ihm standen zwei Generationen freidenkerischer Dorfschullehrer, die vertragsgemäß auch die Kirchenorgel spielen mußten.) Das Aufhören der von mir sehr gefürchteten physischen Bestrafung minderte meine Ängste vor ihm. Anstatt mich in eine frühe Rebellion zu stoßen und in die Richtung der Jungvolkkameraderie, wie es andere strenge Väter manchmal unbeabsichtigt getan hatten, gewann er mich für seine Weltsicht, ohne fürchten zu

müssen, daß ich ihn verraten würde. Ich vermute, daß meine politische Zuverlässigkeit auch durch meinen Status als Einzelkind gesteigert wurde. Als einziges Kind in der Familie und im Haus war ich stark an den Erwachsenen orientiert und fühlte mich selbst sehr erwachsen, weil ich den ernsthaften Unterhaltungen zuhören durfte.

Unsere Klasse entwickelte schnell einen esprit de corps. Es scheint sozial nicht akzeptabel gewesen zu sein, als ausgesprochener Nazianhänger aufzutreten. Die zwei oder drei Enthusiasten flogen bald aus der Schule. Waren sie Nazianhänger, weil sie schlechte Schüler waren, oder war es umgekehrt? Die meisten unserer Lehrer fühlten sich offenbar dem humanistischen Lehrplan verpflichtet und versuchten, uns Caesar und Cicero auch dann noch beizubringen, als wir bei Fliegeralarm in den Kellergewölben unserer dreihundert Jahre alten Schule saßen. Der Direktor mußte selbstverständlich ein Nazi sein, und einige Lehrer waren als überzeugte PGs bekannt. Unser Zeichenlehrer zum Beispiel verdankte seine Anstellung seiner Parteiloyalität. Manchmal stellte er sich mit ausgestrecktem rechten Arm vor uns und rief aus: »Mein Gebet ist Heil Hitler!« Wir standen auf permanentem Kriegsfuß mit ihm, und er nannte uns öfter wütend »Kulturbolschewiken«. Einmal mußten wir zwei Stunden nachsitzen und dabei reihum eine Darstellung von Hitlers Marsch auf die Münchener Feldherrnhalle am 9. November 1923 vorlesen – dem heiligsten Moment in der Nazimythologie. Dies half aber partout nicht, uns zu überzeugen.

Im Jahre 1942 entwickelte ich meine ersten mir in Erinnerung gebliebenen Vorstellungen über die Vereinigten Staaten. Vor Hitlers Kriegserklärung Ende 1941 war die Nazipropaganda verhältnismäßig zurückhaltend gewesen und hatte nur einige öffentliche Personen und weniger das Regierungs- und Sozialsystem angegriffen. New York Citys legendärer Bürgermeister Fiorello LaGuardia war ein beliebtes Ziel. Immer wieder wurde das Photo gedruckt, das zeigte, wie er sich über die Seite von Franklin Delano Roosevelts Wagen lehnte – und wie groß deshalb der jüdische Einfluß sein müsse. (LaGuardia was praktizierender Anglikaner, seine Mutter jüdisch, sein Vater agnostischer Exkatholik.) Verschwommen erinnere ich mich an eine andere politische Figur – vielleicht New Yorks Gouverneur Lehman –, die mit einer Stripteasedame zusammenstand. Nach der Kriegserklärung

x 17. Aug. 43! Siehe Ausstellung 1984

zog die Nazipropaganda alle Register, um die Dekadenz der Amerikaner zu demonstrieren. Filmausschnitte präsentierten eine schwarze Jazzband, die synkopierten Schubert spielte, Boxkämpfe zwischen großen, fetten Frauen und kleinen, spindeldürren Männern, Frauenringkämpfe im Schlamm oder auf Fischen – es war alles faszinierend für einen Elf- oder Zwölfjährigen. Meinen ersten literarischen Zugang zu den USA verschaffte ich mir durch einen Schatz von als »Schund und Schmutz« verbotenen Heften. Dieses Genre, das heute noch an Tausenden von Kiosken gekauft werden kann, bestand aus primitiven Romanzen und Verbrechergeschichten, von denen viele in Amerika, besonders in Chicago, spielten. Die ganze Sammlung war von einer Nachbarin einem meiner Klassenkameraden geschenkt worden, nachdem ihr Sohn, dem sie gehört hatte, gefallen war. Die Nachbarin, Ehefrau eines gefeierten Generals, erhängte sich 1944 im nahen Gestapohauptquartier, nachdem sich ihr Mann mit seinem ganzen Stab der Roten Armee ergeben hatte. Sie war die erste mir, wenn auch nur flüchtig, bekannte Person, die Opfer der Nazis geworden war.

Den ersten visuellen Kontakt mit Amerikanern hatte ich 1943, als die »Fliegenden Festungen« (die B-17) am Tageshimmel erschienen. Die Angriffe der Royal Air Force waren 1942 stark gestiegen, aber die langsamen Lancasters flogen nur nachts und konnten, falls nicht doch einmal eine Maschine von einem Scheinwerfer ergriffen wurde, nur gehört, nicht gesehen werden. Ich werde den 14. Oktober nicht vergessen, als der ganze Himmel mit Flugzeugen übersät war, die auf dem Weg zu den Kugellagerfabriken in Schweinfurt waren.³ Von ihren Kanzeln prallten die Sonnenstrahlen ab. Das Brummen von über tausend Motoren schien Luft und Boden erzittern zu lassen. Die Nazipropaganda frohlockte am nächsten Tag mit übertriebenen Abschuszzahlen. Die amerikanische Luftflotte hatte tatsächlich über sechzig Maschinen verloren, ihr schwerster Verlust an einem Tag. Aber ich wußte, daß sie unbesiegbar war. Oft hatte ich bei unseren nächtlichen Kellertreffen gehört: »Die Amerikaner werden produzieren und produzieren. Nichts kann ihren Sieg verhindern.« Viele Städte waren nun schon in Schutt und Asche gelegt worden, aber in Darmstadt waren »nur« 152 Menschen umgekommen. Ich hatte vier größere nächtliche Angriffe erlebt, den letzten am 23. September 1943, der mich im Bett überraschte. Die »Weih-

nachtsbäume« illuminierten schon die Stadt, als ich aufsprang. Die Bomben pfften lauter als früher, und die Einschläge klangen näher, aber ich wagte es, über einen Hof zu einem tieferen Keller zu rennen. Unser Haus kam noch einmal davon.

Relativ spät, im Mai 1944, wurde unsere Schule im vergeblichen Bemühen, uns vor den Bomben zu schützen, aufs Land verlegt. Schon Ende 1943 hatten die Nazis versucht, das Gymnasium tief in die Tschechoslowakei, in die Wälder der Beskiden, zu verlagern. Wir vermuteten, daß sie nicht nur über die nächtlichen Angriffe und direkte Treffer auf das Schulgebäude während der Tagesangriffe besorgt waren, sondern uns auch von unseren Eltern isolieren wollten. Diese Bedrohung führte zu der einzigen minimalen »Widerstandsbewegung« unter den Eltern: Familien versuchten, ihre ureigensten Interessen zu verteidigen. Obwohl Lehrer meinen Vater warnten, daß er die Verhaftung riskiere, konnte er den Nazis beweisen, daß entgegen ihrer Behauptung die Schule in einer nahen Kleinstadt (Groß-Umstadt) und die Schüler in Privathäusern in den umliegenden Dörfern untergebracht werden könnten. Hier halfen ihm seine vielen Beziehungen zur ländlichen Umgebung. Die Behörden gaben schließlich nach, nachdem Jungvolk- oder HJ-Führer unsere Schule besucht und erfolglos an uns appelliert hatten, den Eltern klarzumachen, daß wir in die Slowakei gehen wollten, und nach einem Elterntreffen mit dem Kreisleiter. Dieser Sieg über die Nazibehörden, deren Legalismus mein Vater immer wieder zu manipulieren verstand, auch im Zusammenhang mit Überstunden und nächtlichen Übungen im Jungvolk, hat unsere Schule davor bewahrt, möglicherweise der Roten Armee in die Hände zu fallen. Ich wurde nun in ein kleines Dorf geschickt, das kein Jungvolk hatte, um mit Leuten zu leben, die ich nie gesehen hatte. Es waren »kleine Leute«, die Ziegen hielten und Bienen züchteten, unter den damaligen Ernährungsumständen also privilegiert waren. Der stämmige Mann im Haus war Rottenführer bei der Eisenbahn. Die Familie hatte trotz meiner ungerne gesehenen Einquartierung noch eine »gute Stube« frei, die nie benutzt wurde. In einer Vitrine stand neben dem »guten Geschirr«, das auch nie benutzt werden durfte, obligatorisch Hitlers *Mein Kampf* und Rosenbergs *Der Mythos des zwanzigsten Jahrhunderts*. Meine Gastleute waren nationalistisch und dem Regime gegenüber unterwürfig – als kleine Ackerigentümer auch den reicheren Bauern

254 x second attack

gegenüber, mit denen sie Dienste tauschten. Aber es gab keine Anzeichen, daß sie die beiden Bücher je gelesen hatten oder das einzige andere in der Vitrine, ausgerechnet eine Geschichte vom Aufstieg und Fall von Tammany Hall in New York! Als der einzige Gymnasiast im Dorf war ich Gegenstand vieler Witzeleien, bis ich meine Beziehungen mit der Dorfjugend auf dem Kartoffelacker verbessern konnte. Die neun Monate außerhalb der Familie im Alter von dreizehn Jahren wurden für meine Reifung und mein Selbstvertrauen äußerst wichtig. Zwei Jahre lang war ich auch verhältnismäßig frei von der Aufsicht durch meinen Vater, obwohl er immer wieder nach Hause kam oder mich gelegentlich auf dem Lande besuchte. »Um nicht 1943 als Heimatflaksoldat herangezogen und weiter unter Druck gesetzt zu werden«, schrieb er in einem kurzen Lebenslauf 1945, »versah ich den unpolitischen Posten eines Sachbearbeiters für den landwirtschaftlichen Fachfunk bei der Bauernschaft Kaiserslautern.« Im Oktober fuhr er damals ab – nur wenige Stunden, bevor eine Gruppe von Männern ihm einen Einberufungsbefehl zustellen und ihn auf der Stelle mitnehmen wollte.

In der Nacht vom 11. auf den 12. September 1944 beobachtete ich aus der sicheren Entfernung von etwa zwanzig Kilometern, wie meine Heimatstadt eingäschert wurde. Meine Mutter war in diesem Inferno. In dieser Nacht führte die RAF einen ihrer erfolgreichsten Angriffe aus, indem sie eine neue Fächertaktik (fanning-out technique) erprobte, um mit dem geringsten Aufwand einen Feuersturm hervorzurufen.⁴ Etwa 240 Lancastermaschinen vernichteten mit zweihundert Luftminen, fünfhundert Sprengbomben und etwa dreihunderttausend kleineren Brandbomben ungefähr achttausend Menschen, davon zwei Drittel Frauen und Kinder. Siebzigtausend Menschen wurden obdachlos, etwa achtzig Prozent der Stadt zerstört. Am 13. September versuchte ich, mir einen Weg durch die qualmende und stinkende Stadt zu bahnen, vorbei an Hunderten von süßlich riechenden Leichen, unter denen ich die Eltern eines Klassenkameraden und einige Nachbarskinder fand. In diesem Moment erschien die amerikanische Luftwaffe zu einem Nachfolgeangriff, denn die meisten Fabriken, Kasernen und der Hauptbahnhof waren von der RAF nicht getroffen worden. Da die Keller ringsum nicht zugänglich waren, noch brannten oder mit erstickten und zusammengeschrumpften Opfern gefüllt waren, konnte ich nichts ande-

res tun, als mich zwischen den Trümmern hinzulegen, als das Leitflugzeug sein Rauchsignal abwarf. Die nächsten Bomben explodierten einige hundert Meter entfernt. Etwas später sagte mir ein Überlebender vor der rauchenden Ruine unseres Hauses, daß meine Mutter zur glücklichen Hälfte der Nachbarschaft gehöre und aus der Stadt geflohen sei. Von diesem Erlebnis habe ich eine Phobie zurückbehalten. Bis heute mag ich nicht den Anblick von dösenden Menschen, die sich auf Wiesen oder dem Rasen von Universitäten sonnen und ausruhen wollen, weil mich dies an die Leichen dieses Morgens erinnert.

Im Jahre 1983 entdeckte meine Mutter Briefe, die ich zwischen dem großen Angriff und dem 22. Februar 1945 in ihr Heimatdorf geschickt hatte. Dies bot mir eine unerwartete Gelegenheit, die Genauigkeit meines nachlassenden Gedächtnisses an meinen Berichten zu überprüfen. Ich hatte vergessen, wie oft mir kalt war, ich mir über mangelndes Essen und zerrissene Kleider Sorgen machte und von Erkältungen, Kopfschmerzen und Magenkrämpfen geplagt wurde. Ich erinnerte mich richtig, daß ich im Winter in meinem ungeheizten Zimmer manchmal die gefrorene Oberfläche des Waschwassers mit der Faust zertrümmerte, bevor ich noch in der Dunkelheit im Neuschnee zum Bahnhof marschierte. Dort wartete ich manchmal stundenlang auf einen Zug mit zerbrochenen Fenstern, der mich zur Schule bringen sollte. Eine schwindende Zahl von Lehrern versuchte, in kalten Gebäuden den Unterricht weiterzuführen. Aber er wurde mehr und mehr durch eine neue Plage unterbrochen, amerikanische Jagdbomber, Jabos genannt. Fast jeden Tag beschossen und bombardierten die »Thunderbolts« (P-47) und »Lightnings« (P-38) die ländliche Umgebung. Die Städte überließen sie den Boeing-Bombern (B-17). Nachdem eine Bombe nahe unserer Schule gefallen war, wurden wir von nun an bei einem Alarm im Städtchen verteilt, aber immer häufiger erschienen die Jabos ohne Warnung. Zusammen mit einem Freund war ich einem protestantischen Pastor zugeteilt, der im Ersten Weltkrieg in einem Bunker lebendig begraben worden war und seitdem an unfreiwilligem Gesichtszucken litt, das seine Predigten beeinträchtigte. Er ging diskret weg, wenn ich in seiner Studierstube BBC hörte, wonach ich meinen Klassenkameraden mit den neuesten Nachrichten aufwartete. Viele hielten ein militärisches Patt noch für möglich und bezweifelten meine Überzeugung, daß das Regime zum Unter-

Heinrich
Pfeiffer

Karl Kierling 257

gang verurteilt sei. Für mich waren die Zeichen jedoch klar. Am 20. Oktober 1944 berichtete ich meiner Mutter: »Am Donnerstag Abend wurde der Volkssturm aufgerufen. Alle Männer im Alter von sechzehn bis sechzig Jahren!!... In der Schulfeier am Donnerstag Morgen sagte Schulleiter Eberhard: »Wir wollen lieber sterben, als unserem geliebten Führer die Treue brechen!« Die Parole der neuen Regierung in Ungarn heißt: »Vernichten oder vernichtet werden!« Man sieht also, was los ist.« Es paßte zu meiner Stimmung, daß mir mein engster Freund im Januar 1945 zum vierzehnten Geburtstag ein verbotenes, aus dem Englischen übersetztes Buch über den Ersten Weltkrieg schenkte, das den Titel trug: *Wir jagen deutsche U-Boote*.

Schlimme Dinge passierten. Regelmäßig informierte ich meine Mutter über die wachsende Zahl von Menschen und Tieren, die in der Umgebung getötet wurden. Manchmal weckten mich morgens schießende, tieffliegende Jagdbomber. Einmal fiel Fensterglas auf mein Bett. Ein andermal unterbrach ich das Briefeschreiben, um in den Bunker zu rasen, den meine Gastfamilie und ich im Garten gegraben und mit alten Bahnschwellen überdeckt hatten. Meine Bewegungsfreiheit hing bald nur noch von meinem Fahrrad ab, da das Reisen mit dem Zug zu gefährlich wurde. Wie lange würden meine oft geflickten Gummischläuche halten? Am 15. Januar 1945 wurden einige meiner Schul- und Klassenkameraden von »Lightnings« in einem Zug überrascht. Die schneeweißen Felder boten keinen Schutz. Ein Schulkamerad starb, drei Klassenkameraden wurden verwundet. Ingrimig betrachtete ich Gewalttätigkeit als notwendig für die Zerstörung des Naziregimes, aber ich wollte mit meinen Freunden überleben. Ich brannte darauf, endlich von den Amerikanern befreit zu werden, bevor sie mich bei der täglichen Hatz umbrachten. Im August und frühen September 1944 hatte ich verfrüht mit der Befreiung in ein paar Wochen gerechnet. Dann kam die große Enttäuschung im Herbst, als Pattons Dritte Armee vor der weit offenen und ungeschützten deutschen Grenze zum Halten kam, weil ihr das Benzin beschnitten wurde und Eisenhower kein strategisches Wagnis eingehen wollte.¹ Aber Pattons Stunde – und meine – kam. Um zehn Uhr abends am 22. März 1945 überquerte die Dritte Armee den Rhein bei Oppenheim, noch einen Tag vor Montgomerys gewaltiger Offensive am Unterrhein. Meine Mutter und ich waren in Wolfskehlen, nur ein paar Kilometer vom

Fluß entfernt. Das Dorf sollte von zwei Dutzend älteren Polizisten und ein paar Dutzend höheren Schülern, die »Flakhelfer« waren, verteidigt werden. Einige der Sechzehnjährigen wurden später von SS-Schergen wegen angeblicher Desertion warnend an Chausseebäumen aufgehängt. Versprengte Wehrmachtsreste flohen. Aber die lokalen Nazibehörden ordneten an, daß alle verfügbaren Arbeitskräfte Schützengraben und Panzersperren anlegen sollten, und dazu hätte ich auch gehört, obwohl ich gerade erst vierzehn Jahre alt geworden war. Ich wollte nicht im letzten Augenblick umkommen und vereinbarte mit meiner Mutter, daß ich auf meinem Fahrrad fliehen würde – sie hatte keines. Als die Artilleriegranaten näher und näher kamen, floh ich um vier Uhr morgens am 23. März und kehrte nach Kleestadt zurück, wo ich sofort zu einem Offizier geführt wurde, der mir nicht glauben wollte, daß die Amerikaner übergesetzt seien. Doch ein paar Stunden später waren alle Soldaten verschwunden. Am 25. März ging ich zur Dorfschule, um mich mit dem Lehrer, einem verlässlichen alten Bekannten meines Großvaters und Vaters, über den amerikanischen Vormarsch zu bereden. Niedrigfliegende Beobachtungsflugzeuge umkreisten das Dorf. Motorengeräusche wurden immer stärker. Die Straßen lagen verlassen da. Ich eilte in der Mitte der Hauptdorfstraße nach Hause, als der erste Sherman tank von Pattons Favoritendivision, der »Fourth Armored«, über eine Straßenkuppe gerumpelt kam. Der staubverkrustete junge Schütze im Turm richtete sein Maschinengewehr auf mich, schoß aber nicht: Ich war befreit! Ich habe dies immer als den wichtigsten Tag in meinem Leben betrachtet.

Meine Hochstimmung wurde von meiner Gastfamilie nicht geteilt. Der biedere Herr des Hauses brüllte mich an: »Und dieser Kerl hier kann sich über so etwas auch noch freuen!« Da die ganze Division im Blitzkriegstil weitergerast war, ohne das Dorf zu besetzen, und deutsche Truppen wieder auftauchen konnten, fühlte ich mich noch nicht sicher. Am folgenden Tag packte ich ein paar Sachen und machte mich ein letztes Mal auf die Fahrradtour in meinen Geburtsort, um herauszufinden, wie es meiner Mutter ergangen war. Ich fand eine Straße, auf der Tausende von amerikanischen Soldaten in einem unendlichen Zug ostwärts fuhren, und strampelte in die Gegenrichtung. Von Bewegungsverbots für Deutsche wußte ich nichts. Die wenigen Zivilisten, die ich sah, waren zumeist befreite ausländische Zwangsarbeiter.

x Schindler (Enkel Klaus Kürschner₂₅₉)
1964 00 Bärbel Nendler

Ich erreichte Wolfskehlen ohne Schwierigkeiten und fand das Haus meiner Großeltern halb von Panzergranaten zerstört, aber meine Mutter und ihre Familie unverletzt. Es dauerte einige Wochen, bis wir wußten, ob mein Vater ein letztes Mal den Nazis ein Schnippchen schlagen konnte und die gefährlichen Tage der Befreiung überlebt hatte. In den letzten Kriegswochen wurde er mit Gewehr und Handgranate an den Westwall geschickt, aber er wußte damit nicht umzugehen. Als dies entdeckt wurde, steckte man ihn als Zahlmeister in einen sicheren Bunker, während draußen viele andere unfreiwillige Mitglieder seines Volkssturmbataillons umkamen. In den letzten Stunden vor der Befreiung wurde er entlassen.

2. 1945-1953

Die politische Befreiung war ein überwältigendes Erlebnis. Mit viel Glück hatte ich das Naziregime in der Zeit seiner größten Macht und seiner Auflösung überlebt. Aber meine persönlichen Gefühle stießen mit einer realen Ambiguität zusammen. Mein Großvater mütterlicherseits hatte mir während des Kriegs versichert: »Erst werden uns die Amerikaner besiegen, dann werden sie uns helfen, genau wie nach 1918.« Aber mit der vollen Enthüllung der Morde an Millionen von Menschen wurde die moralische Situation ganz anders als damals. Viele naiv hochgeschraubte Erwartungen gegenüber den Amerikanern mußten enttäuscht werden. In allen Dörfern und Städten ließ General Eisenhower eine Proklamation anschlagen, die ich aufmerksam las: »Wir kommen als ein siegreiches Heer, jedoch nicht als Unterdrücker... Die höchste gesetzgebende, rechtsprechende und vollziehende Machtbefugnis und Gewalt in dem besetzten Gebiete ist in meiner Person als Oberster Befehlshaber der Alliierten Streitkräfte und als Militär-Gouverneur vereinigt.« Auf der lokalen Ebene erlebte ich jedoch erst nicht so sehr eine Militärregierung als eine Zeit der Anarchie – eine neue politische Lektion. Nach der totalen Herrschaft, die noch in ihrer Desintegration äußerst gefährlich war, gab es für eine Weile überhaupt keine Herrschaft mehr – »Anarchie« im wörtlichen griechischen Sinn –, also keine zivile Autorität, keine Polizei. Es wurde viel geplündert, erst von Deutschen, dann von den ausländischen

260 3. April 1945

Zwangsarbeitern.⁶ Einige Morde wurden begangen und nie aufgeklärt. Langsam begann die autoritäre Militärregierung sich von oben durchzusetzen mit strikten Ausgehzeiten und vielen anderen neuen Verboten und Geboten, Hausdurchsuchungen und Straßenkontrollen. Der Militärregierung ging es zuallererst um die öffentliche Gesundheit und dann um die politische Säuberung und die Lebensmittelversorgung.

Im Frühjahr 1945 verschlechterten sich die allgemeinen Lebensbedingungen für mich, abgesehen davon, daß die unmittelbare militärische Lebensbedrohung vorbei war. Zum ersten Mal hatte ich kein Bett. Wochenlang schlief ich in einem Kartoffelkeller und bekam Läuse und Würmer. Es gab kein Leitungswasser, keinen Strom, kein Gas, aber wir hatten wenigstens einen Brunnen, aus dem wir Eimer voll Wasser pumpten. Ich half bei der Feldarbeit und der Reparatur von Gebäuden. Arbeiter meines Großvaters, eines kleinen Bauunternehmers, brachten mir die Anfangsgründe des Mauerns, Verputzens, Dachdeckens und der Zimmermannsarbeit bei – noch heute die Beschäftigung, die mich am meisten entspannt. Als Belohnung erhielt ich ein Dach über dem Kopf und ein Bett, in dem ich besser schlief als je zuvor und danach. Viele deutsche Kriegsgefangene waren nicht so gut dran und mußten wochenlang unter freiem Himmel schlafen. Mitleidige amerikanische Soldaten hielten manchmal im Dorf, damit wir gekochte oder gebratene Kartoffeln – das einzige, was wir zu teilen hatten – auf die Lastwagen werfen konnten, in denen die Gefangenen zur Arbeit transportiert wurden. Manchmal kämpften einige Männer um eine kleine Tüte Kartoffeln. Während die ausländischen Zwangsarbeiter langsam repatriiert wurden, überfüllte sich das Dorf mit deportierten deutschen Familien aus der Tschechoslowakei. Zur Bestürzung der traditionell protestantischen Dorfbewohner waren die Flüchtlinge katholisch. Wir nahmen eine sozialdemokratische Arbeiterfamilie auf, der tschechische Behörden als besondere Gunst erlaubt hatten, ein paar kleinere Möbelstücke mitzunehmen.

Eine Weile sah es so aus, als ob ich Knecht oder Bauarbeiter werden würde, aber die unerwartete Rückkehr meines Vaters änderte die Situation. Sofort ging er daran, mir andere Fähigkeiten beizubringen, die für die ungewisse Zukunft nützlich sein könnten – Maschinenschreiben mit zehn Fingern und die Einheitskurzschrift, die er in den zwanziger Jahren hatte entwickeln

Burgmaier

helfen. Er heuerte die Witwe eines U-Bootkapitäns an, mir beizubringen, worauf ich am meisten begierig war – Englisch. Nach einiger Zeit lernte ich auch Englisch stenographieren, eine altmodische Technik, die ich immer noch praktiziere.

Die Fraternalisierung war damals verboten, wurde aber bald doch geübt. Anfangs bekümmerte es mich sehr, daß ich mit meinen Befreiern nicht in ihrer eigenen Sprache reden konnte, und ich fühlte schon einen Fortschritt, als ich elementare Richtungsanweisungen geben konnte. Meine neuen Sprachkenntnisse verwandte ich nie für die Schwarzmarktgeschäfte, die trotz aller politischen und wirtschaftlichen Verbote schnell alltäglich wurden. Eine Mischung von moralischen Skrupeln und gesellschaftlicher Unbeholfenheit hielt mich davon ab.

Für meine intellektuelle Entwicklung und beginnende Amerikanisierung – und dafür, daß sich die Welt weit für mich öffnete – war entscheidend, daß mein Vater von der Militärregierung angestellt wurde. Als einer der seltenen Journalisten, die nicht Mitglieder der NSDAP gewesen waren und nie an den Pressekonferenzen des Gaupropagandaamtes teilgenommen hatten, wurde er gleich von Radio Frankfurt angestellt, und bald arbeitete er auch für die *Frankfurter Rundschau*, die zweite (nach einer Aachener) in Westdeutschland zugelassene Zeitung. Plötzlich hatte mein Vater keine Krankheiten mehr und schrieb für die nächsten fünfundzwanzig Jahre bis zu seinem fünfundsiebzigsten Lebensjahr, ohne sich je eine Pause zu gönnen oder gar von einem Arzt untersuchen zu lassen. Für mich bestand ein Vorteil seiner neuen Karriere darin, daß wir schon 1946 nach Darmstadt zurückkehren konnten, wo unser Schweizer Hausherr unsere ausgebrannte Villa als eines der ersten Häuser wieder aufbauen ließ.⁷ Während der nächsten zwei, drei Jahre häuften sich Stapel von Zeitungen und Zeitschriften, die in schnell wachsender Zahl in den vier Besatzungszonen veröffentlicht wurden, auf meinem Tisch. Um den Büchermangel zu kompensieren, legte ich im Lauf der Zeit ein Archiv mit über zehntausend Ausschnitten über Politik, Wirtschaft, Geographie, Geschichte, Literatur, das Theater und die anderen Künste an. (Seit diesem Exzeß habe ich es nie mehr fertiggebracht, meine Materialien in guter Ordnung zu halten.) Ich las damals nicht nur quer durch verschiedene Wissensgebiete, sondern versuchte auch, alle Schauspiele, Opern, Tänze, Ausstellungen und amerikanische, französische und englische Filme zu

262 *and Fasbi: free movie tickets
six years of movie going*

X 19. März mit Vater / Eröffnung 25. 8. 46
1946

sehen. Schon 1946 oder 1947 hörte ich die erste ehemals verbotene Musik, als die »Darmstädter Internationalen Ferienkurse für neue Musik« gegründet wurden, um eine neue Generation von Musikern und Komponisten heranzuziehen. Die ersten abstrakten Gemälde sah ich in einer halben Ruine; sie waren von einem amerikanischen Offizier gemalt. Im Jahre 1947 kamen mir die Reichtümer des Berliner Kaiser-Friedrich-Museums in Wiesbaden vor Augen, wohin sie die amerikanische Armee aus Thüringer Minen mitgenommen hatte, als sie das Gebiet der sowjetischen Armee übergab. Den ersten amerikanischen Roman, den ich (noch in Übersetzung) las, war Hemingways *In einem anderen Land*; die Nazis hatten ihn 1933 zusammen mit Werken von Dos Passos und Upton Sinclair verboten. Er wurde jetzt auf Zeitungspapier und im Zeitungsformat gedruckt, als einer der berühmten Rowohlts Rotationsromane (rororo). Mein erster amerikanischer Film war »Dreißig Sekunden über Tokio«. In einer Nacht verschlang ich mein erstes amerikanisches Schauspiel. Mein Vater brachte nur für diese Nacht ein Manuskript von Thornton Wilders »Wir sind noch einmal davongekommen« nach Hause, als das gerade wiedererstandene Hessische Landestheater unter (dem 1985 verstorbenen) Karl-Heinz Stroux die deutsche Erstaufführung vorbereitete. *Urauff. 31. März 1946*

Diese intellektuellen und ästhetischen Interessen teilte ich mit einer kleinen Gruppe von Freunden, die für meine Entwicklung sehr wichtig waren. Zum Teil bevorzugten sie die schöngestigen Gefilde, während ich schon früh und manchmal etwas rabiat für die Wichtigkeit von Politik und Wirtschaft argumentierte. Aber wie kam ich zur Soziologie? Es ist nicht schwierig zu erkennen, wie unsere Interessen, neben denen wir den humanistischen Lehrplan absolvierten, meine Freunde und mich zu frühentwickelten, wenn auch nicht notwendig frühreifen Intellektuellen machten. Aber meine eigene Wendung zur Soziologie, der keiner meiner Freunde folgte, bedarf einer näheren Erklärung. Zwar hatte mein Vater an der Frankfurter Universität in den zwanziger Jahren bei Franz Oppenheimer gehört und mir öfter davon erzählt. Im Alter von sechzehn Jahren – 1947 – hörte ich einen Vortrag des mir unbekanntenen Max Horkheimer in der Volkshochschule, die nach dem Krieg einer der wichtigsten Träger der geistigen Wiederbelebung war. Er sprach eindringlich mit leiser Stimme, aber ich kann mich an kein Wort erinnern. Aber mein

xx Dez. 45 Rbt dittooghe

Interesse an der Soziologie rührte auch nicht daher, daß ich von ihr als akademischer Disziplin gehört hätte. So etwas existierte noch gar nicht. Meine Hinwendung hatte wohl mehr mit meinen politischen Wahrnehmungen zu tun. Ich war davon überzeugt, daß der demokratische Wiederaufbau es erforderlich machen würde, politischen, ökonomischen und sozialen Problemen in der Schule mehr Aufmerksamkeit zu schenken – deutlich beeinflusst von der amerikanischen *Re-education*-Politik, die den deutschen »Nationalcharakter« durch demokratische und progressive Sozialisierung der Jugend ändern wollte. Ich vermute heute, daß ich mich der Soziologie in erheblichem Maß aus einer kritischen, aber nicht völlig ablehnenden Haltung gegenüber dem humanistischen Lehrplan zuwandte, der sich nicht nur auf Griechisch und Lateinisch, sondern auch allgemein aufs Literarische konzentrierte. Als Klassensprecher versuchte ich, die neue Staatsbürgerkunde und die Geographie zu beeinflussen, das einzige Gebiet, auf dem einige Wirtschaftsprobleme behandelt wurden. Mit anderen Worten, ich lehnte die traditionelle Bevorzugung der Geisteswissenschaften vor den Gesellschaftswissenschaften ab. (Als die Gesellschaftswissenschaften in den sechziger Jahren an den höheren Schulen eingeführt wurden, war es für eine Reform zu spät. Das Gymnasium war im Niedergang, und der Terminus wurde oft zum Synonym für Marxismus und zum Decknamen für den »langen Marsch durch die Institutionen«.) Abgesehen von der Staatsbürgerkunde und der Geographie war Geschichte das Lehrgebiet, das sich am ehesten zur Verfolgung meiner Interessen eignete. Schon während des Krieges erhielt ich eine Eins in diesem Fach, das unvermeidlich das am meisten nazifizierte war. Ich war mir voll der propagandistischen Qualität der Texte bewußt und versuchte dem gegenzusteuern, indem ich die Geschichtsbücher aus der Gymnasialzeit meines Vaters las. (Zusammen mit den griechischen und lateinischen Wörterbüchern sind sie der einzige Teil der Familienbibliothek, der den Krieg überstand, weil ich sie aufs Land mitnahm. Ich gebrauche immer noch die Wörterbücher und finde Neubauers und Rösigers *Lehrbuch der Geschichte für die höheren Lehranstalten in Südwestdeutschland* von 1908 immer noch relativ ausgeglichen.) In den späten vierziger Jahren las ich mich durch die Weltgeschichte und lernte ägyptische Dynastien und parallele Periodisierungstafeln auswendig. Beim Durchblättern alter Aufsätze sehe ich, daß ich griechi-

sche Quellen bei der Abfaktung eines langen Manuskripts über die griechische Aufklärung des fünften und sechsten Jahrhunderts zu benutzen versuchte. Natürlich schrieb ich auch den traditionellen Aufsatz über die Gründe des Niedergangs der Antike. Im letzten Jahre, 1950/51, gab ich die Mathematik mit einer Sondergenehmigung des Kulturministeriums auf, um diese durch Geschichte als Hauptfach zu ersetzen. Das Resultat war ein hundert Seiten langes Konglomerat über tausend Jahre russischer Geschichte. Darin finde ich meine erste längere Auseinandersetzung mit dem Leninismus und Stalinismus, denen ich stark ablehnend gegenüberstand. Meine eklektische Sichtung der russischen Geschichte spiegelte den Einfluß von Arnold Toynbees *A Study of History* wider, das damals in einer gekürzten, einbändigen Version ein Welterfolg war. Daneben las ich Oswald Spenglers *Untergang des Abendlandes* (1918-1922), Egon Friedells *Kulturgeschichte der Neuzeit* (1930) und Hans Freyers *Weltgeschichte Europas* (1948). Mein existentielles Geschichtsinteresse lag in der Suche nach den Ursachen der »deutschen Katastrophe«, wie der über achtzigjährige Friedrich Meinecke 1946 sein revisionistisches Buch genannt hatte. Noch 1949 schrieb ich einen langen Essay über den Aufstieg und Fall von Hitler und seinem Reich, der Anfang eines Projektes, einmal mein eigenes Buch über den Nazismus zu schreiben. Diesen Plan ließ ich erst viele Jahre später fallen, als ich mich entschied, mir von Hitler nicht im nachhinein noch kostbare Lebenszeit stehlen zu lassen.

Nach zehn Jahren im humanistischen Gymnasium – mit einer Unterbrechung von ungefähr einem Jahr in den Monaten vor und nach dem Kriegsende – machte ich 1951 mit Auszeichnung Abitur. Wir waren noch ungefähr zwei Dutzend in der Klasse. Ich war politisch der am meisten engagierte und der einzige, der klar in Richtung der Sozialwissenschaften gehen würde. Nur ich emigrierte in die Vereinigten Staaten, wahrscheinlich ein Indiz dafür, wieviel mehr ich in diesen Jahren »proamerikanisch« oder »amerikanisiert« worden war. Doch gingen aus unserem Zirkel noch vier andere in die USA und wurden Professoren oder Forscher.⁸ Claus + Günter Wittich

Als ich im Frühjahr 1951 an die Universität Frankfurt ging, war ich entschlossen, nicht nur Soziologie zu studieren, sondern auch politisch aktiv zu werden. Tatsächlich waren meine historischen, soziologischen und politischen Interessen sehr stark miteinander

Franz Josef Mecklenburg
Richard Exner

verschränkt. Ich glaubte ominöse politische Entwicklungen zu erkennen. Mein Antifaschismus hatte 1945 nicht aufgehört. Da ich einen Vater hatte, der nicht offensichtlich durch Parteimitgliedschaft oder sonstwie kompromittiert war, wie es sich bei einigen meiner Klassenkameraden verhielt, fiel es mir leicht, eine radikale Entnazifizierung in allen gesellschaftlichen Bereichen zu fordern. Ich verstand diese subjektive Seite seinerzeit nicht genügend, aber es gab eine objektive Situation: Tausende von Industriellen, Richtern und anderen hohen Beamten, einschließlich Professoren und höherer Lehrer, waren in ihre Positionen zurückgekrochen. Viele schlimme Verbrechen blieben ungesühnt. Es schien mir, daß sich viele Sozialdemokraten im Wiederaufbau der Kommunen und Länder körperlich und geistig verausgabten, auf der gerade entstehenden Bundesebene aber die politische und soziale Restauration triumphierte. Ich akzeptierte nicht das Schlagwort, das Fritz René Allemans Buch später berühmt machte: *Bonn ist nicht Weimar* (1956). Mein politischer Radikalismus war also eine Mischung von Antifaschismus und Sozialismus. Wegen des kalten Krieges und besonders wegen der kommunistischen Unterdrückung der Sozialdemokratie im östlichen und mittleren Europa war ich nie versucht, ein politischer Marxist zu werden. Meine politischen Ideale und auch mein wohl etwas lutherisch gefärbter Agnostizismus machten mich zum Gegner von Konrad Adenauer, der rücksichtslos Deutschnationale aus den zwanziger Jahren und Nazis aus den dreißiger Jahren für seine Zwecke einspannte, die Etablierung eines bürgerlichen Rheinlandstaats, in dem das katholische Element nicht nur numerische Parität, sondern auch politische Dominanz haben würde, also eine Umkehr der preußisch-protestantischen Herrschaft im alten Reich. Ich grämte mich nicht über die Trennung von den kommunistisch beherrschten preußischen Kernländern, da ich mich schon aus Familientradition als süddeutscher Partikularist fühlte. Aber ich war erbittert über Adenauers Entschlossenheit, Westdeutschland als Preis für den Schutz durch die Westmächte wiederzubewaffnen, und über seine unverhüllte Bereitschaft, der Lagerung von Atomwaffen in der Bundesrepublik zuzustimmen. (Ich erinnere mich, wie der fünfundsechzigjährige Patriarch in barschem Ton einem mäuschenstillen Gefolge von fünfzehntausend Zuhörern in Darmstadt einbleute, daß es keine politische Alternative gebe.) In einem Schulaufsatz vom 7. Dezember 1949

schrrieb ich: »Entnazifizierung, Demilitarisierung und Demokratisierung bildeten die Grundpfeiler der Politik, die die Westmächte nach dem Zusammenbruch in Deutschland verfolgten. Diese Grundlage ist durch die neue Entwicklung erschüttert. Wenn es zur Aufstellung deutscher Streitkräfte kommt, werden unvermeidlich die militaristischen Elemente, hinter denen nationalistische und nazistische stehen, gestärkt. Die Uniform hätte wieder Wert. Die Demilitarisierung würde als Widersinn erscheinen... Von der deutschen Haltung hängt... viel ab. Als letztes, wahrscheinlich entscheidendes Argument kann die deutsche Regierung anführen, daß Wiederbewaffnung und Wiederaufrüstung für die junge deutsche Demokratie den Todesstoß bedeuten würde.« Die meisten meiner Befürchtungen erfüllten sich nicht, aber die Vorstellung, unter einem Offizier der Wehrmacht dienen zu sollen, erschien mir unerträglich. Tatsächlich gab es so viel Opposition unter meinen Altersgenossen, daß Mitte der fünfziger Jahre Adenauer sie einfach zu »weißen« Jahrgängen erklärte und an ihrer Stelle Jüngere einziehen ließ, die sich kaum an den Krieg erinnerten.

In Frankfurt tat ich die beiden Dinge, die mir am vernünftigsten erschienen. Ich schloß mich dem Sozialistischen Deutschen Studentenbund (SDS) wegen meiner allgemeinen Sympathie für die Sozialdemokratie und meiner spezifischen Opposition gegen die Wiederbewaffnung an, und ich ging zum Institut für Sozialforschung, das Theodor W. Adorno, Max Horkheimer und Friedrich Pollock 1950 aus dem amerikanischen Exil zurückverlegt hatten. Obwohl ich erst im ersten Semester war, nahm ich an Pollocks Seminar über Plan- und Marktwirtschaft teil nach einer Warnung, ich müsse »sink or swim«. Nachdem ich einen Essay über Orwell eingereicht hatte, fragte mich Pollock, ob ich irgendwelche Erfahrungen in kommunistischen Organisationen gemacht hätte, da ich mit einigen Kenntnissen zu schreiben scheine. Auf meine verneinende Antwort offerierte er mir eine Hilfsassistentenstelle im Institut, das für die nächsten beiden Jahre mein Arbeitsplatz und mein intellektuelles Zuhause wurde. Seinerzeit trug das Institut seinen Namen mit vollem Recht – seit den sechziger Jahren, als die Frankfurter Schule der kritischen Theorie berühmt wurde, ist dort nicht mehr viel Sozialforschung betrieben worden. Damals war das Institut mit seinen Fähigkeiten, größere Forschungen zu unternehmen und Studenten prakti-

sche Erfahrung zu geben, fast das einzige an deutschen Universitäten. Pollock beriet auch eine Reihe von Studien im Darmstädter »Institut für wissenschaftliche Sozialforschung«, welches die amerikanischen Gemeindestudien der dreißiger Jahre zu imitieren suchte. Auch dort half ich aus und erhielt eine erste Gelegenheit, Gewerkschaftsfunktionäre und Arbeiter zu interviewen und so auf dem Gebiet der Industriesoziologie zu arbeiten, auf dem beide Institute einige Studien publizierten, die von der kritischen Theorie kaum beeinflusst waren.

Der größte Teil meiner Arbeit im Institut stand im Zusammenhang mit einem großen, aus Amerika finanzierten Projekt über deutsche Nachkriegshaltungen. Thematisch, aber nicht methodologisch knüpfte es an die berühmte Studie *The Authoritarian Personality* an, die Adorno und andere 1950 als Teil von Horkheimers »Studies in Prejudice« herausgebracht hatten. In den ersten Nachkriegsjahren ließ die Militärregierung ziemlich einfache Meinungsumfragen durchführen. Um 1950 etablierten sich die ersten deutschen demoskopischen Organisationen kommerziell oder an Universitäten. Das Frankfurter Institut versuchte dagegen, die Hintergründe zu untersuchen, die nicht ohne weiteres mit standardisierten Fragebögen und Interviews enthüllt werden können. Es erprobte zu diesem Zweck ein Gruppendiskussionsverfahren im Rahmen des sogenannten »Gruppenexperiments«. Fiktive Meinungen amerikanischer und englischer Soldaten über Deutschland wurden einer Gruppe von Leuten vorgegeben, die anschließend unter wissenschaftlicher Begleitung darüber diskutieren sollten. Ein Großteil der Thematik befaßte sich mit der deutschen Schuldfrage und der Entnazifizierung. Die analytischen und methodologischen Probleme waren überwältigend. Aus einem Berg von disparatem Material brachte Pollock schließlich doch noch eine Kompilation unter dem Titel *Gruppenexperiment* (1955) zustande.⁹ Meine Mitarbeit beschränkte sich auf Nachfolgeinterviews und eine Inhaltsanalyse zum Thema »Der Nationalist in einer demokratischen Gruppe«.

In den frühen fünfziger Jahren gab es in Frankfurt für Soziologie noch keine Lehrpläne und akademischen Grade, wie das Diplom oder den Magister. Es gab keinen Einführungskurs, mit Ausnahme von Horkheimers Proseminar über soziologische Grundbegriffe. Seine Vorstellung darüber, Grundbegriffe zu behandeln, bestand darin, mir Simmels *Philosophie des Geldes* (1900) vorzu-

schlagen – eine schöne Entdeckung für mich. Nur wenige Studenten wußten etwas von kritischer Theorie, und die Institutsbibliothek ließ die Bände der »Zeitschrift für Sozialforschung« aus den Jahren 1932 bis 1942 nicht allgemein zirkulieren. Horkheimer wurde damals nicht gelesen; ihm wurde zugehört. Seine großen Vorlesungen über die Philosophie des siebzehnten bis neunzehnten Jahrhunderts waren meisterhafte Präsentationen, die viele Studenten tief bewegten, aber ihm von seiten junger »kritischer Theoretiker« schon den Vorwurf der Stimmungsmache und Andächtigkeit eintrugen. Da die Nazizeit die Kontinuität der deutschen Soziologie unterbrochen hatte, ging ich zu den zwanziger Jahren zurück, um Anknüpfungspunkte zu finden. Also las ich Hans Freyers *Einführung in die Soziologie* (1931), Karl Mannheims *Gegenwartsaufgaben der Soziologie* (1932), Karl Jaspers *Die geistige Situation der Zeit* (1931) und Max Schelers *Bildung und Wissen* (1925). Ich las auch Alfred Webers *Abschied von der bisherigen Geschichte* (1946), aber keine Zeile von seinem Bruder. Der temperamentvolle Achtziger ist mir noch lebhaft in Erinnerung, wie er den bürokratischen Symbolismus des neuen Verwaltungsgebäudes der Vereinten Nationen in New York attackierte. Trotz seiner alten Abneigung gegen den Bürokratismus stieß er aber auch heftig mit Ludwig Erhard, dem »Architekten des deutschen Wirtschaftswunders«, zusammen.

Nahezu alle meine Lehrer waren Emigranten oder wenigstens Antifaschisten, eine für die Universitäten gewiß nicht typische Situation. Ihre kleine Zahl wurde von einem Strom von Besuchern verstärkt, von denen nicht alle Emigranten waren. So nahm ich an einem Seminar des emigrierten Juristen Max Rheinstein und des amerikanischen Soziologen Everett C. Hughes von der Universität Chicago über »Die Ehe im Recht und in der Realität« teil. Im Jahre 1952 traf ich auch Kurt H. Wolff, Flüchtling seiner und meiner Heimatstadt, im Institut. Er hatte mehrere Mitglieder seiner Familie verloren. Wolff, expressionistischer Dichter, Romanschreiber und Maler im Darmstadt und Florenz der dreißiger Jahre, paßte offensichtlich nicht in die Schablone der amerikanischen empirischen Meinungsforschung; er hatte antipositivistische Vorstellungen von der Beziehung zwischen Forscher und Objekt und von Verallgemeinerung und Einzigartigkeit.¹⁰ Den Darmstädter Heinerdialekt sprach und schrieb er perfekt (und tut dies heute noch). Ich hatte mich damals geweigert, diesen Dialekt

zu lernen, und mich damit von meinem Vater abgegrenzt, der oft Dialektsketches schrieb und darin auftrat. Wolff traute seinen Ohren nicht und wollte nicht glauben, daß ich Darmstädter sei, aber er fand meine Qualifikation ausreichend, um mich an die Ohio State University in Columbus einzuladen und mit ihm an einer Studie über deutsche Einstellungen und das Fiasko der Entnazifizierung zu arbeiten.

Ich wollte unbedingt in die Vereinigten Staaten gehen. Ich hatte ein schwer entwirrbares Bündel von Motiven dafür. Der Hauptgrund war wahrscheinlich die schiere Anziehungskraft dieses Landes für jemanden, der wie ich aufgewachsen war. Mein Leben erschien mir unvollständig, ohne das Empire State Building und die Golden-Gate-Brücke gesehen zu haben. Die akademischen Vorteile waren klar. Im Institut lasen wir nur englische Literatur in der Sozialwissenschaft, besonders auf dem Gebiet der Befragungsmethoden und der Sozialpsychologie. Adorno hätte gerne gesehen, daß ich mehr technische Kompetenz zurückbrachte. Aber Horkheimer war deprimiert über die Stärke des McCarthyismus und fragte mich: »Warum wollen Sie in dieser politischen Situation hinüber?« Das MacCarran-Walter-Einwanderungsgesetz war gerade in Kraft getreten und machte die Visumbeschaffung schwieriger. Als Vorsitzender des Frankfurter SDS konnte ich nicht länger sicher sein, als willkommen zu gelten.

Neben der Anziehungskraft des Landes trotz dieser Beschwerden gab es auch negative Gründe auszuwandern. 1953 wurde klar, daß mein starkes Engagement in der Kampagne gegen die deutschen Wiederbewaffnung erfolglos bleiben würde. Auf der rechten Seite führte Adenauer seine Pläne mit voller amerikanischer Unterstützung aus; auf der linken tat die KPD ihr Bestes, die Friedensbewegung der Zeit zu infiltrieren und zu diskreditieren. Meine naiv proamerikanische Einstellung während der ersten Nachkriegsjahre war erschüttert. Ich verlor eine gehörige Portion von Illusionen über beide Länder, gewann aber auch größeren politischen Realismus. In die Vereinigten Staaten zu reisen war also auch eine Abwendung vom politischen Aktivismus und eine Hinwendung zum Studium der politischen Realität.

Ich glaubte, nur für eine begrenzte Zeit fortzugehen, denn mir war nicht klar, daß ich tatsächlich auswanderte. Wenigstens tat ich es auf die alte Art. Die »Anna Salen«; ein umgebauter Flugzeugträger, der die Konvois auf dem Weg nach Murmansk

vor deutschen Fliegern und den U-Booten geschützt hatte, war jetzt ein Auswandererschiff mit eintausenddreihundert Menschen aus Osteuropa und Deutschland an Bord, von denen viele Arbeitsverträge hatten – und ich hatte einen akademischen Arbeitsvertrag, kein Studentenvisum. Dies war kein italienischer Luxusdampfer für Fulbright-Studenten. Kommerzielle Flugzeugreisen in die USA gab es noch nicht, Passagierschiffe waren also noch nicht veraltet. Am 22. September 1953 verließ ich Bremerhaven. Die Herbststürme waren schrecklich, wie fast jeder andere Passagier wurde ich seekrank. Der Propeller des Schiffes tauchte rhythmisch aus dem Wasser auf und ließ den ganzen Rumpf erzittern. Der Mond flog wie ein Fußball hin und her. Wasser drang in die Kabine ein. Nach elf Tagen erreichte die »Anna Salen« ihr Ziel, Quebec. Am 3. Oktober überquerte ich die Grenze bei Buffalo auf dem Weg in den Mittleren Westen, das »Herzstück« der USA.

Adenauer in DA, Aug. 1961

3. 1953-1984

Dreißig Jahre nach meiner Ankunft in Amerika wurde ich gebeten, etwas über die Beziehung zwischen meinen frühen Erfahrungen und der Richtung meiner akademischen Arbeit niederzuschreiben. Ich war mir der Länge der Zeitspanne sehr bewußt und begrüßte die Gelegenheit. Seit vielen Jahren hatte ich geplant, Erinnerungen an den Krieg und die ersten Nachkriegsjahre zu Papier zu bringen. Aber jedes Jahr vergaß ich etwas mehr und fühlte weniger Neigung. Nun aber habe ich doch eine Erzählung geschrieben, die Erinnerung und angelesene historische Information zu verbinden sucht – ich wußte natürlich an jenem 25. März 1945 nicht, daß dieser erste Shermantank zur Vierten Panzerdivision gehörte, aber dies scheint mir eine nützliche Ergänzung zur faktischen Absicherung. Wenn ich jetzt einen Blick zurück auf meine Laufbahn werfen will, so scheint mir die Gefahr weniger in der Ungenauigkeit einiger Fakten und in Gedächtnistricks als vielmehr in der Versuchung zu bestehen, mehr Beständigkeit und Geradlinigkeit in die Zufälle des Lebens hineinzulesen, als gerechtfertigt ist. In einer Laufbahn sind die Gelegenheiten und die Umstände so wichtig wie die Ziele und Ambitionen.

Die Frage nach dem Einfluß der frühen Erfahrungen erfordert,

daß ich meine intellektuelle Position wenigstens oberflächlich skizziere. Mein Begriff von Soziologie ist historisch und politisch. Substantiell war für mich die Soziologie immer die Entwicklungstheorie der modernen Gesellschaft; methodologisch bedeutete sie eine Kombination von Verallgemeinerungen, die auf historischer Beobachtung beruhen. Ich brachte die Überzeugung nach Amerika mit, daß eine Gesellschaftswissenschaft von invarianten Gesetzen im positivistischen oder marxistischen (Diamat) Sinn unmöglich sei; selbst wenn sie möglich wäre, würde dies nicht helfen, die Eigenart der modernen Gesellschaft zu begreifen. Obwohl ich dies von der kritischen Theorie lernte, war es gleichzeitig auch ein Postulat des deutschen Historismus. Ich habe also von vornherein für ein historisch orientiertes Verständnis der modernen Gesellschaft plädiert. Mein Werk hat nicht nur eine politische Dimension, weil es sich mit politischen Phänomenen befaßt, sondern weil ich bestimmte pädagogische Interessen habe. Ich habe mich besonders bemüht, Studenten zu helfen, die historische Eigenart und den moralischen Wert verfassungsmäßiger Regierung, unpersönlicher Herrschaft und komplexer Organisation zu verstehen – was Benjamin Nelson das »soziale Realitätsprinzip« nannte. Da Diktaturen und autoritäre Mächte verschiedener Art die historische Wahrheit entstellen und den Zugang zu Informationen blockieren, bleibe ich von der moralischen Verpflichtung der Soziologie überzeugt, ihre eigenen Existenzbedingungen zu sichern.

Vor drei Jahrzehnten begann ich meine akademische Laufbahn mit solchen Anschauungen, die ich manchmal ziemlich dogmatisch vertrat, aber mir fehlte viel an historischem Wissen und methodischem Verständnis. Meine Forschung über die Geschichte der Entnazifizierung an der Ohio State University gab mir eine Gelegenheit, die Entscheidungsprozesse im Washington der Kriegs- und Nachkriegsjahre näher zu betrachten, mir den Unterschied zwischen einer politischen Säuberung und moralisch begründeter Bestrafung klarzumachen und die Ursachen und Folgen der fehlgeschlagenen Entnazifizierung darzustellen. Das Resultat war meine erste englische Monographie, die Kurt Wolff edierte und auf Englisch lesbar machte. Es war ein Lehr- und Lehrlingsstück für mich. Meine disziplinäre Ausbildung machte jedoch keine großen Fortschritte. Ich studierte nicht regulär und dachte nicht an eine amerikanische Karriere. Da ich mit einem

akademischen Arbeitsvisum gekommen war, mußte ich jederzeit angestellt sein. Deshalb konnte ich kein Stipendium annehmen, wie es viele ausländische Studenten hatten. Dies verzögerte meine Amerikanisierung und meine berufliche Sozialisierung. Die guten und schlechten Seiten eines amerikanischen Collegestudiums blieben mir fremd, und in der Graduate School erwarb ich auch später keinen Magister (M. A.). In mancher Beziehung verharrete ich zwischen zwei Welten. In meiner Forschung sollte ich zurück nach Europa blicken, anstatt das amerikanische Leben zu studieren. Ich sah mich natürlich neugierig im amerikanischen Alltag um, sah meinen ersten Fernsehapparat und war sehr beeindruckt von der Weite des Landes, aber ich sah alles zu sehr durch die Brille politischer und intellektueller Abstraktion, wie man dies von einem jungen Europäer erwarten konnte, der den Mittleren Westen für eine kulturelle Wüste hielt. In jenem ersten Jahr blieb ich amerikanischen intellektuellen Einflüssen relativ verschlossen. Zu Adornos Mißvergnügen las ich mich durch alle Bände der »Zeitschrift für Sozialforschung« durch, anstatt statistische Techniken zu lernen. Ich entdeckte Marcuses *Reason and Revolution* (1942) und Horkheimers *Eclipse of Reason* (1947), zwei damals fast unbekannte Bücher. An der Ohio State University verstand nur Wolff etwas von der kritischen Theorie, dessen allgemeine Position aber auch von seinem Frankfurter Lehrer Karl Mannheim beeinflußt war.

Ein Jahr an der New School for Social Research in New York 1954/55 war kein so großer Rückschritt, wie es einigen wohlmeinenden Leuten erschien, die sich darüber sorgten, daß ich meinen Aufenthalt nicht profitabel genug verbrachte. An der schwer unter dem McCarthyismus leidenden »University in Exile« traf ich eine Reihe von Persönlichkeiten, die in der Weimarer Zeit eine akademische oder politische Rolle gespielt hatten. Ich lebte unter Emigranten. Aber indem ich mehr über die Unterschiede innerhalb der exilierten deutschen Sozialwissenschaft lernte, erwarb ich eine breitere Perspektive. Ich sprach mit Alfred Schütz und Albert Salomon über die Frankfurter Schule, diskutierte über die Entnazifizierung mit Otto Kirchheimer und besuchte Herbert Marcuse, als er *Eros and Civilization* (1955) schrieb. Meine übertrieben hohe Meinung vom Frankfurter Institut und der kritischen Theorie wurde von ihnen mal subtil und mal derb auf eine realistische Ebene heruntergesetzt, vielleicht am wirkungs-

vollsten von Siegfried Kracauer und Arkadius Gurland, der einen unerschöpflichen Fundus an Wissen über emigrierte Politiker und Gelehrte aus verschiedenen Ländern und Zeiten besaß.¹¹ Schon in Columbus hatte ich die erste Serie von kritischen Essays über *Die autoritäre Persönlichkeit* gelesen.¹² Jetzt hörte ich noch mehr Kritik in den Vorlesungen des Sozialpsychologen Solomon Asch und der Psychoanalytikerin Helen B. Lewis. Ich bezweifelte die Nützlichkeit der »personality theory« für die Erklärung von politischen Ereignissen und näherte mich stärker einem institutionellen Verständnis. So entfernte ich mich von der kritischen Theorie, die in diesen Jahren besonders stark psychoanalytisch orientiert war. Ich begann auch zu begreifen, daß holistische Ansätze – Behauptungen über die Gesamtheit einer Kultur, Zivilisation oder Persönlichkeit – empirisch nicht faßbar waren und daß der Begriff einer »reflexiven« kritischen Theorie eine Rhetorik war, die keine praktische politische Anleitung geben konnte. Hier ließ ich mich von einer authentisch amerikanischen Philosophie beeinflussen, von dem letzten großen Vertreter des amerikanischen Pragmatismus, Horace M. Kallen, der die deutsche philosophische Tradition scharf angriff und für eine pragmatische, keine »kritische« Integration der Sozialwissenschaft eintrat.

Ich war so auf eine intellektuelle Wandlung vorbereitet, als mich Reinhard Bendix, dessen »Social Science and the Distrust of Reason« (1951) ich kannte, im Herbst 1955 einlud, ganztätig am Institute of Industrial Relations in Berkeley für ein großes interuniversitäres Projekt über »labor and economic development« zu arbeiten. In diesem Rahmen sollte ich die Arbeiterbewegung im kaiserlichen Deutschland untersuchen. Die simple Tatsache, daß ich die deutsche Sprache kannte, ließ mich in einer Situation nützlich werden, in der fast alle Doktoranden in der Soziologie nur noch oberflächliche Anstrengungen unternahmen, die minimalen Tests in Deutsch und Französisch zu bestehen, bevor diese ganz abgeschafft wurden. Aber für mich kamen in Berkeley Neigung und Gelegenheit in einer Weise zusammen, über die sich weder Bendix noch ich wohl voll im klaren waren. Im Institut in Berkeley konnte ich damit fortfahren, Geschichte und Soziologie zu verknüpfen. Von meiner übermäßigen Konzentration auf den Nazismus und seine Folgen konnte ich mich auf der Suche nach den Ursachen der »deutschen Katastrophe« nun weiter zurückta-
sten. Angesichts meiner kurzen Zugehörigkeit zum Frankfurter

SDS war ich besonders an dem Fehlschlag der Revolution 1918/19 interessiert und an der Rolle, welche die gespaltene sozialdemokratische Arbeiterbewegung dabei gespielt hatte. Ich hatte bestimmte Meinungen und wenig Wissen über die Arbeiterbewegung im Kaiserreich. Meine einzige konkrete Beziehung zu ihr war der etwas theatralische Moment bei der Gründung der Fünften Sozialistischen Internationale in Frankfurt 1951 gewesen, als ein alter Klassenkamerad und ich die Begräbnisfahne von Ferdinand Lassalle hinter der Tribüne hochhielten, auf der sozialistische Führer aus vielen Ländern auftraten. Bendix, ein Meister der diskreten Instruktion, fragte mich im wesentlichen nur eine große Frage, aus deren Beantwortung *The Social Democrats in Imperial Germany* erwuchs (erst als Dissertation 1960, dann als Buch 1963): »Was bedeutete die Arbeiterbewegung den Arbeitern?« Ich vergrub mich in der vorzüglichen Universitätsbibliothek und versuchte, mich ins kaiserliche Deutschland einzuleben. Aber dies war nur die historische Seite, die meinen politischen und kulturellen Neigungen entgegenkam. Die andere Seite war soziologischer Natur, nämlich die amerikanische Modernisierungstheorie, welche postulierte, daß der ökonomische Fortschritt in den »unterentwickelten« Ländern den demokratischen Pluralismus statt der kommunistischen Diktatur fördere. Diese These war der Grundkern der sich gerade entfaltenden Forschungs- und Lehrgebiete der politischen Soziologie und vergleichenden Politik. S. M. Lipset war ihr Hauptvertreter im Institut.

Was waren die Lehren der europäischen Geschichte? Bendix gab einige wichtige Antworten in *Herrschaft und Industriearbeit* (1956), einem Buch, das auch eine frühe Kritik der Modernisierungstheorie war. Ich versuchte, vom kaiserlichen Deutschland eine Lektion zu lernen. Dort war das revolutionäre Potential der Industrialisierung durch ein autoritäres politisches System neutralisiert worden, das zwar einer oppositionellen Massenbewegung die legale Existenz erlaubte, sie aber von jedem Zugang zur Macht fernhielt. Dieser historische Schluß konnte jedoch auch in ein soziohistorisches Modell transformiert werden, eine soziologische Theorie der negativen Integration, die auf andere Fälle in anderen Ländern und Epochen anwendbar ist, zum Beispiel auf die französischen und italienischen kommunistischen Parteien unter parlamentarischen Regimes. In einem Nachwort, das Ben-

dix mir vorschlug, kam ich zu einer persönlichen Folgerung: »Die Taten der Nazis zwingen uns zu einer sehr starken moralischen Betrachtung der deutschen Geschichte, aber weder ist es den vergangenen Generationen gegenüber fair, noch ist es analytisch adäquat, die Geschichte nur vom Standpunkt der späteren Einsichten zu bewerten. Als ich meine eigene Forschung begann, war meine eigene Interpretation der deutschen Arbeiterbewegung erheblich beeinflusst von deutschen Selbstanklagen und landläufigen amerikanischen Urteilen. Aber allmählich änderte ich meine Meinung. Unter dem Einfluß der positivistischen Postulate meines amerikanischen Studiums, vielleicht auch der beruhigenden Atmosphäre am Stillen Ozean, eines Lebens, das geographisch und zeitlich so weit vom damaligen Deutschland entfernt war, bemühte ich mich, einen ausgeglicheneren Standpunkt zu entwickeln. Nach Beendigung der Studie fühle ich größere Sympathie für den rechten Flügel und das Zentrum der Sozialdemokratie als für den linken Flügel... Ich habe versucht, ein Gefühl sowohl für die Fähigkeit von Individuen und Gruppen zu bewahren, einen Teil ihres Lebens zu ändern, als auch für die schicksalhafte Persistenz sozialer Strukturen und die unvorhersehbare Verkettung historischer Ereignisse.«

Als ich diesen persönlichen Schluß zog, hatte ich meine politischen Ambitionen in einem fernen Land aufgegeben und die Rolle des Beobachters akzeptiert. Ich war jetzt zu einer amerikanischen Karriere entschlossen. Doch war es immer noch unkonventionell in der amerikanischen Soziologie, eine Dissertation über das kaiserliche Deutschland zu schreiben. Hier kam mir das intellektuelle Klima in Berkeley zu Hilfe. Für viele Assistenten am Institute of Industrial Relations war das Handwerk der Forschung viel wichtiger als das disziplinäre Studium. Wir schauten unseren Meistern bei der Arbeit über die Schulter, um von ihnen direkt zu lernen. Aber neben meiner Forschungstätigkeit war ich auch Teilzeitstudent im Department of Sociology, das Herbert Blumer zum besten der Welt machen wollte, wie er am Beginn jedes akademischen Jahres versicherte – und es sollte ihm beinahe gelingen. Als ich die Hauptprüfungen nach nur sechs Monaten machte, fiel ich durch und wurde zu den fünfundsiebzig Büchern zurückgeschickt – eine völlig eklektische Liste –, die jeder bei Strafe des Scheiterns meistern mußte. Der Zwang, viele Bücher mit den verschiedensten Orientierungen zu lesen, die ich

geringgeschätzt oder vernachlässigt hatte, war für mich sehr heilsam und erweiterte meinen Horizont beträchtlich.

Nach 1960 unterrichtete ich zunächst die neuen Gebiete Industriosozologie und komplexe Organisation, aber auch das traditionelle Thema Sozialtheorie. Allmählich fügte ich die politische Soziologie und Entwicklungssoziologie hinzu, beides auch neue Lehrgebiete. Diese Themenbereiche waren logisch interdisziplinär und überschritten sich in vielfältiger Weise. Aber ich war auch Mitglied eines formal interdisziplinären Programms für integrierte Sozialwissenschaft in Berkeley (1958-60) und eines integrierten Kursprogramms über die westliche Zivilisation an der Staatsuniversität von New York in Stony Brook (1963-65). Meine Herkunft qualifizierte mich für solche Veranstaltungen. Gleichzeitig hielten mich meine intellektuellen Präferenzen davon ab, ein typischer (»mainline«) amerikanischer Sozialwissenschaftler zu werden. Ich machte keinen Meinungsforscher aus mir – die gewöhnliche Option zu jener Zeit – und auch keinen Organisationstheoretiker, eine andere neue und attraktive Möglichkeit, die mehrere Mitglieder meiner Generation in Berkeley wählten. Die nach dem Zweiten Weltkrieg allmählich einsetzende Öffnung der amerikanischen Sozialwissenschaft zur Welt, zu der viele emigrierte Gelehrte beigetragen hatten, verband sich in den frühen sechziger Jahren mit der stürmischen Expansionsphase der Universitäten und schuf so einen erheblichen Spielraum für die verschiedensten Interessen. Dies machte es auch mir möglich, zu einigen meiner alten Interessen zurückzukehren, besonders zur Weltgeschichte. Hier wurde die Beschäftigung mit Max Weber für mich wichtig. Ich entdeckte sein Werk erst in Berkeley, als ich Bendix bei der Abfassung seines Weberbuches beobachtete und mit ihm einen Essay über »Max Webers Einfluß auf die amerikanische Soziologie« schrieb.¹³ Nachdem Bendix' Buch die welthistorische Spannweite und die vergleichende Logik von Webers Forschung dargestellt hatte, erschien es sehr wünschenswert, eine vollständige englische Ausgabe von *Wirtschaft und Gesellschaft* zur Hand zu haben, um der bruchstückhaften Weberrezeption entgegenzuwirken. Ermutigt durch Hans Zetterberg, begann ich an einer mit kritischen Anmerkungen versehenen Ausgabe zu arbeiten. Ich hatte keine Ahnung, daß mich dies Unternehmen sechs Jahre kosten würde, und dies trotz der kräftigen Unterstützung durch meinen alten Darmstädter Schulfreund und New

Yorker Nachbarn Claus Wittich. Die Komplexität der Übersetzung und Edition war ermüdend, aber wir beide ergriffen gern die Gelegenheit, uns mit der Weltgeschichte zu befassen und vom Alltag der Volkswirtschaft und Soziologie wegzukommen.

Economy and Society erschien 1968 auf dem Höhepunkt der Studentenbewegung, als ausgerechnet Weber von beiden Seiten als der Berufs- oder Schutzheilige des amerikanischen Positivismus und seines Wertfreiheitsverständnisses angesehen wurde. Meine Vergangenheit holte mich an der Freien Universität in Berlin 1967/68 und in den Bürgerkriegstagen in Berkeley 1968/69 ein, als ich dort Gastprofessuren hatte. Meine Erinnerungen an den Nazismus machten es mir unmöglich, mit der moralischen Entrüstung einer jüngeren Generation zu sympathisieren, welche die Bundesrepublik und die Vereinigten Staaten – zwei der klarsten Fälle von konstitutioneller Demokratie – mit dem Faschismus und Lyndon B. Johnson mit Adolf Hitler gleichsetzte. Ich hatte von einer Generation verfolgter und emigrierter Gelehrter gelernt, wie gefährlich die Radikalisierung der Universität sein konnte, die zu ihren besten Zeiten eine fragile Institution ist. Ich war erbittert über die Art, in der deutsche Studenten die wenigen übriggebliebenen jüdischen Professoren – Theodor W. Adorno, Ernst Fraenkel, Richard Löwenthal – zu Zielscheiben ihrer »antiautoritären« und »antifaschistischen« Kampagnen machten. Als der Bundestag eine Notstandsgesetzgebung debattierte, die wegen eines neuen Vertrags mit den früheren Besatzungsmächten notwendig geworden war, schlug der studentische Protest hohe Wellen. Ich konnte meine frühe Erfahrung nicht vergessen, als ich Rudi Dutschke einmal aus nächster Nähe beobachtete, wie er regieführend im Fordsaal der Freien Universität auf den besten Moment wartete, um einen triumphalen Einzug zu halten und danach die Menge mit einem Schwall von erregt vorgetragenen Schlagworten auf einen ekstatischen Höhepunkt zu treiben. Bei einer anderen Gelegenheit wurden die Professoren aufgefordert, Farbe zu bekennen. Vor einer lauthals protestierenden Massenversammlung konnte ich nur mit großer Mühe sagen, daß die Bundesrepublik das beste und demokratischste Regime sei, das Deutschland je erlebt habe, und es deshalb die Pflicht einer neuen Generation sei, ihre Legitimität anzuerkennen. Der drohenden Besetzung des Instituts für Soziologie entzog ich mich, indem ich meinen amerikanischen Paß und das englische Manuskript zu

Wirtschaft und Gesellschaft packte, um nicht wieder zurückzukehren. In Berkeley trug ich trotz vieler Unterbrechungen Webers Herrschaftssoziologie in einer Situation vor, in der sich streikende Studenten und Demonstranten mit Sheriffs und Nationalgardisten Schlachten lieferten. Ich bestand darauf, daß es gerade in einer solchen Lage für Studenten wichtig sei, etwas über die Realitäten der Herrschaft in der Geschichte zu wissen. Aber beide Seiten waren kurz davor, Forschung und Lehre nicht nur physisch zu unterbrechen, sondern ihnen auch intellektuell den Garaus zu machen. Die plötzliche Popularität der Frankfurter Schule auf beiden Seiten des Atlantik erschien mir eher als eine andere »Eclipse of Reason«. Die Entschlossenheit in der Gegenkultur, den Unterschied zwischen Theorie und Praxis zu negieren, wenn nicht jene durch diese ganz zu ersetzen, widersprach der rationalistischen Verpflichtung der Frankfurter Schule und warf einen bedrückenden Schatten auf die letzten Tage von Adorno und Horkheimer.

Meine politischen Kampfinstinkte wurden so durch eine neue Generation wieder erweckt, die nichts von Krieg und Faschismus wußte. Meine Antwort bestand in einer sozusagen parteilichen Verteidigung der Universität. Ich verfocht die grundsätzliche Trennung von Realitätserforschung und weltanschaulicher Werbung. Seit den sechziger Jahren haben sich ungefähr die Hälfte meiner Essays mit Themen wie der politischen Kritik an Max Weber, seiner eigenen Generationsrevolte, seinem Verhältnis zum zeitgenössischen Marxismus, der Wertfreiheitsproblematik in Amerika und Deutschland, den charismatischen Virtuosen und Gemeinschaften in der Gegenkultur und der Beziehung zwischen Religion und revolutionärem Glauben befaßt. Die andere Hälfte galt Zentralthemen der Soziologie: Rationalisierung und Industrialisierung, Autorität und Legitimation, persönlicher und unpersönlicher Herrschaft und der Entwicklungsgeschichte des Okzidents im Verhältnis zu den anderen Zivilisationen der Welt.

Was kann ich nun abschließend über die Wirkung formender Erfahrung auf mein Leben sagen? Bin ich immer nur ein Beispiel für jenen Archetyp der alten amerikanischen Soziologie gewesen, den »marginalen Menschen«? Es trifft zu, daß ich in Nazi-Deutschland ein Außenseiter war, der die über Europa hereinbrechende Katastrophe beobachtete. Ich war dann marginal in Adenauers konservativer Republik. Als ausländischer Student in den

USA war ich kulturell nicht angepaßt und ohne politische Rechte. Ich erwarb schließlich die Staatsbürgerschaft und fand meine Nische in der amerikanischen Universität, sah mich aber in den Jahren der Studentenbewegung auf dem Campus wieder mit einer andersdenkenden Mehrheit konfrontiert. Gleichzeitig fehlte es mir jedoch nie an den »signifikanten Anderen« der amerikanischen Soziologie, von der Hausgemeinschaft im Luftschutzkeller bis zu unserer Gruppe im Gymnasium, von meinen deutschen politischen Freundschaften bis zu den Emigranten, die mir in so vielfältiger Weise halfen, und von meinen in Berkeley geknüpften Freundschaften bis zu dem weltweiten Netz von auch aus einem lokalen Zusammenhang »ver-rückten« kosmopolitischen Gelehrten-typen. Am Ende kann ich nicht leugnen, daß ich kulturell eine Art »Bindestrichsoziologe« geblieben bin, obwohl ich zusammenzucke, wenn mich jemand einen »deutsch-amerikanischen« Soziologen nennt. Die Geschichte, die ich hier erzählt habe, mag den Leser und mich schließlich überzeugen, daß dies keine so ungenaue Bezeichnung ist.

Rückblickend neige ich zu dem Glauben, daß der prägendste Einfluß auf meine Laufbahn in der Tat eine ganz frühe Lektion gewesen ist, die Erfahrung der tödlichen Auswirkungen, zu denen sich politische Konflikte steigern können. Deshalb meine mich antreibende Überzeugung, daß Machtkämpfe konstitutionell begrenzt und Universitäten institutionell abgesichert werden müssen, um rationales Verständnis und rationales Handeln fördern zu können, und daß die Soziologie sich den großen politischen, kulturellen und sozialen Problemen der Moderne stellen muß.

Anmerkungen

- 1 Siehe Siegfried Kracauer, *Ginster, von ihm selbst geschrieben* (Frankfurt 1963). Meine Mutter behauptet, daß die Welt ihrer eigenen Erinnerungen am Rhein und im hessischen Ried von Elisabeth Langgässer und Carl Zuckmayer genau nachgezeichnet wurde. Siehe Langgässers *Grenze: Besetztes Gebiet* (Olten 1983, zuerst 1932) und Zuckmayers *Als wär's ein Stück von mir* (Frankfurt 1966).
- 2 Dies scheint die letzte Gruppeneportation gewesen zu sein. Am 10. Februar 1943 wurden dreiundfünfzig Personen nach Theresien-

stadt geschickt. Sie mußten sich in der ehemaligen Rosenthalklinik versammeln, die damals Altenheim genannt wurde. Später wurden Personen aus »Mischehen« einzeln unter verschiedenen Vorwänden verhaftet. Beinahe alle kamen um. Siehe Eckhardt Franz und Heinrich Pingel-Rollmann, »Hakenkreuz und Judenstern«, in E. Franz (Hg.), *Juden als Darmstädter Bürger*, Darmstadt 1984, S. 185 f.

- 3 Amerikanische Augenzeugen berichten in Wilbur H. Morrison, *Fortress Without a Roof: The Allied Bombing of the Third Reich*, New York 1982, S. 159-166.
- 4 Siehe »A Quiet Trip All Round: Darmstadt«, Kap. 13 in: Max Hastings, *Bomber Command*, New York 1979, S. 303-326; *The United States Strategic Bombing Survey*, Nr. 37: »A Detailed Study of the Effects of Area Bombing on Darmstadt, Germany« (31 Seiten), Jan. 1947; Klaus Schmidt, *Die Brandnacht*, Darmstadt 1964; David J. Irving, *Und Deutschlands Städte starben nicht*, Zürich 1964, S. 266 bis 278.
- 5 Bis heute lese ich die Kontroversliteratur über die alliierte Strategie. Besonders detailliert ist Russell F. Weigley, *Eisenhower's Lieutenants: The Campaign in France and Germany 1944-1945*, Bloomington 1981.
- 6 Vgl. die Schilderung der Plünderung eines Zuges zwischen Darmstadt und Frankfurt und andere Impressionen in den ersten Tagen der Besetzung Darmstadts von Margaret Bourke-White, *Deutschland April 1945*, München 1979, S. 85-89. Das Buch erschien zuerst 1946 unter dem Titel *Dear Fatherland, Rest Quietly*.
- 7 Über die enormen Wiederaufbauprobleme in Darmstadt siehe den Bericht eines anonymen amerikanischen Journalisten vom August 1945, »Ein Amerikaner in Darmstadt«, *Heute*, Nr. 3 (1945), S. 36-43. *Heute*, eine Imitation von *Life*, war die erste Bilderzeitschrift in der amerikanischen Besatzungszone und wurde von der U. S. Army Information Control Division veröffentlicht. In einem Schulaufsatz versuchte ich mich 1946 an einer atmosphärischen Beschreibung der Stadt, »Nach Sonnenuntergang: Ein Gang durch die Stadt«.
- 8 Bei unserem dreißigjährigen Klassentreffen im Jahre 1981 öffnete das Gymnasium seine nicht mehr dem Verschuß unterliegenden Akten. Zusammen mit denen der nächsten Klasse waren sie die einzigen, die so lange aufgehoben wurden, weil wir als die hoffnungsvollsten Jahrgänge der Nachkriegszeit angesehen wurden. Dies hing anscheinend damit zusammen, daß wir gerade zum richtigen Zeitpunkt im empfänglichsten Alter waren, um von den schwierigen Kriegs- und Nachkriegsverhältnissen entwicklungsmäßig zu profitieren. In den Akten entdeckten wir die Vorhersagen, die unsere Lehrer gemacht hatten, einschließlich der manchmal etwas schmerzhaften charakterlichen Bewertungen, einer Kategorie, die später im Zuge der »Demo-

- kratisierung« eliminiert würde. Im großen und ganzen waren unsere Lehrer keine schlechten Beurteiler. Von den zwei Dutzend Schülern meines Jahrgangs wurden acht Professoren in Archäologie, Architektur, katholischer Theologie, Elektrotechnik, deutscher und romanischer Literatur, Recht und Soziologie. Die anderen sind heute Firmenmanager, Richter, höhere Beamte, Journalisten, Mediziner, Ingenieure und Altphilologen. Der einzige Poet unter uns wurde zum einzigen »Aussteiger«.
- 9 Zur Kritik an diesem Forschungsprojekt siehe Werner Mangold, *Gegenstand und Methode des Gruppendiskussionsverfahrens*, Frankfurt 1960.
 - 10 Siehe die autobiographischen Mitteilungen in »Wie ich zur Soziologie kam und wo ich bin: Ein Gespräch mit Kurt H. Wolff. Aufgezeichnet von Nico Stehr«, in: M. Rainer Lepsius (Hg.), *Soziologie in Deutschland und Österreich 1918-1945*, Opladen 1981, S. 324-346.
 - 11 Über Arkadius (Arkadij) Gurland siehe die Würdigung von Dieter Emig und Rüdiger Zimmermann in: Franz Walter und Michael Scholing (Hg.), *Vor dem Vergessen bewahren: Weimarer Sozialdemokraten*, Berlin 1987.
 - 12 Siehe Richard Christie und Marie Jahoda (Hg.), *Studies in the Scope and Method of 'The Authoritarian Personality'*, New York 1954. Der Band enthält die bekannte methodologische Attacke von Herbert Hyman und Paul Sheatsley und die beißende politische Kritik von Edward Shils.
 - 13 Roth und Bendix, »Max Webers Einfluß auf die amerikanische Soziologie«, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* XI (1959), S. 38-53.

Anhang

Max Webers Entwicklungsgeschichte und historische Soziologie

Für Max Weber war die moderne Welt Produkt einer langen Rationalisierung und Intellektualisierung. Als Erbe der Aufklärungstradition sprach er von dem Intellektualisierungsprozeß, »dem wir [schon] seit Jahrtausenden unterliegen, und zu dem heute üblicherweise in so außerordentlich negativer Art Stellung genommen wird« (WL, 593). Weber nahm eine Haltung der Sachlichkeit ein und akzeptierte voll den Sinn der Wissenschaft. Als Beruf war Wissenschaft für ihn »eine unentrinnbare Gegebenheit unserer historischen Situation, aus der wir, wenn wir uns selbst treu bleiben, nicht herauskommen können« (WL, 609). Er zweifelte nicht daran, daß wir uns als moderne Menschen treu bleiben sollen: Wissenschaftler müssen sich spezialisieren; Kapitalisten müssen den Regeln und der Ethik des Marktes folgen; Politiker müssen öffentliche Verantwortung übernehmen. Nur die religiösen Virtuosen leben so weiter, wie sie es vor dem modernen Zeitalter getan haben. Ihr Weltbild wurde schon vor vielen Jahrhunderten in einer anderen Richtung rationalisiert. Als politischer Mensch war Weber leidenschaftlich an seiner Gegenwart und der Gestaltung der Zukunft interessiert. Aber als Gelehrter schaute er hauptsächlich rückwärts und formuliert nur eine Teiltheorie der Moderne, die unpersönliche Autorität und den Subjektivismus der Kultur betonte. Während die politischen Schriften sich mit dem Nationalstaat und seinen Verfassungsproblemen befassen, dreht sich das wissenschaftliche Werk mehr um Rationalisierung und Intellektualisierung in der Geschichte als um eine Theorie der Moderne. Natürlich ist für Weber die Moderne der Ausgangspunkt, aber er widmete seine Anstrengungen viel mehr ihrer Genese als ihrer Diagnose. Da historisches Bewußtsein ein konstitutiver Bestandteil der Moderne ist, bedeutet das Studium der Vergangenheit eine Affirmation der modernen Weltanschauung.

Ich halte es für paradox, daß Webers Werk immer wieder im Hinblick auf seine Theorie der Moderne gelesen wird, die im Text